

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Kriegsbriefe gefallener Studenten**

**Witkop, Philipp**

**München, 1929**

Walter Schmidt, stud. rer. nat., Tübingen [...]

[urn:nbn:de:bsz:31-324269](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-324269)

Walter Schmidt, stud. rer. nat., Tübingen,  
geb. 12. Oktober 1892 in Tuttlingen,  
gef. 16. April 1917 bei Laon.

Feuerstellung Elzbiecin, westl. Grabowic, 18. Juli 1915, Sonntagmorgen.

Vorgestern erhielt ich Deinen lieben Brief vom 1. Juli. Wie ein goldener Fluß von Schönheit und Jugendfreude rauschte er an mir vorbei und zahlreiche längst verklungene und in der Härte des Krieges erstorbene Erinnerungen tauchten mit wilder Kraft wieder auf. Wohl Euch, die Ihr so etwas rein genießen könnt in aller Unbefangtheit, Kinder mit den Kindern. Ich glaube, ich könnte es nicht mehr oder müßte es unter Aufgabe des ganzen gegenwärtigen Wesens wieder lernen. — Unsere Sonnenwendnacht war auch schön und als Flammenzeichen brannten alle Dörfer in der Runde. Unaufhörlich piffen die Schrapnells und erstickte Hurraschreie drangen zu uns. Die Russen machten einen Gegenangriff in der Johannismacht und wurden so gründlich abgeschmiert, daß der aufsteigende Morgen vor jeder unserer Kompagnien 200 tote Russen fand. Doch wir hatten keine Zeit, die wilde, tosende Schönheit jener Nacht zu bewundern: der mit ungeheurer Überzahl geführte Angriff konnte jeden Augenblick beginnen und dann waren wir verloren. Überläufer erzählten, daß eine Kosakenbrigade bereitgestanden habe, um im Falle des Gelingens an der Durchbruchsstelle einzubrechen. Kein Mann von uns wäre da übriggeblieben. Daher ging es fort mit Schießen und Laden, Schießen und Laden, Munition herbeischleppen und wieder Schießen. Du begreifst, daß solche Johannismächte ihre Spuren zurücklassen und deswegen schrieb ich, daß ich die wundervolle Stimmung einer Wandervogelsonnenwende nicht mehr finden würde. Doch getrost, das alles gibt sich, wenn wir erst wieder daheim sind. Daß man diesen Gedanken immer noch hat: wenn wir erst wieder daheim sind! Schon tausendmal hat er uns enttäuscht. Wir hofften auf Ende Oktober, dann auf Weihnachten, dann auf Ostern, dann auf Pfingsten, dann auf den 1. August, dann auf Weihnachten 1915 und müssen uns nun mit dem Gedanken tragen, daß es frühestens Ostern 1916 zu Ende ist. Diese zwei Jahre im Krieg stellen eine Unterbrechung des Lebens dar und sind doch ein so wichtiges Stück davon; aber was der Krieg uns als Menschen lehren will, das haben wir nicht gelernt und werden's auch nicht. Wir hofften auf einen Ausgleich der sozialen Gegensätze auf Grund eines besseren Sichkennens, wir hofften auf Veredelung des Volksgeschmacks in den Genüssen des Lebens, auf eine Vereinfachung der Lebenshaltung, und alles ist nur in sehr geringem Maße zustande gekommen und be-



findet sich vielfach schon jetzt wieder in der Auflösung. Das Füreinanderleben ist gar unvollkommen; nach wie vor herrscht der Egoismus im Felde wie daheim. Glücklich der, der wenigstens für seine Persönlichkeit einen fördernden Einfluß dieses Krieges spürt, der uns so viel versagt, was man in diesen jungen Jahren hätte erarbeiten können und genießen. Glücklich, wem das Dienen und Sichopfern fürs Ganze nun auch für die Zeit nach dem Kriege in Fleisch und Blut übergegangen ist, ohne Reflexion auf eine Belohnung oder Auszeichnung, so wie die wahren Lebenskünstler das Gute nicht für die Belohnung im Jenseits tun. Zukunftshoffnungen, Zukunftspläne sind uns auch versagt, viele, die heimkommen, finden dort Elend, einen verwahrlosten Hausstand, ein heruntergekommenes Geschäft; und noch weiß man nicht, wie das Schicksal Deutschlands und damit von uns allen ausfallen wird. Nur eine geheime Sehnsucht nach dem Frieden als etwas überschwänglich Großem und Erhabenem ist da und ein unbezähmbarer Wille, diesen Frieden mit den Waffen zu erkämpfen. Oft denkt man auch an die Erlösung aus diesen Gefahren und Entbehrungen durch einen plötzlichen Tod, und dieser Gedanke ist uns so naheliegend geworden, daß er für uns alle Furchtbarkeit verloren hat. Unsere besten Freunde, die herrlichsten Menschen haben sich diesem Tod in die Arme geworfen, warum sollen wir ihn fürchten und meiden? Er ist der schönste, der einem im Leben beschieden sein kann; und doch stirbt keiner gern, denn das fühlen wir: wir haben mit dem Leben nicht abgeschlossen, wir stehen seinen Tiefen und Geheimnissen noch fremd gegenüber.

Auf dem Vormarsch, 33 Kilometer von Brest-Litowsk, den 15. August 1915.  
Zu Deinem Geburtstag möchte ich schon jetzt anfangen, Dir die herzlichsten Glück- und Segenswünsche zu senden, auch vorausgesetzt, daß Du den Brief vor diesem Tage erhältst. Wer hätte vor einem Jahre gedacht, daß wir den nächsten Geburtstag von Dir auch noch getrennt erleben würden und vielleicht sogar noch meinen Geburtstag. Aber wir wollen nicht klagen. Dies Jahr hat an uns verhältnismäßig geringe Opfer gestellt: Verlust an Zeit und ein wenig mehr an Gesundheit als in sonstigen Jahren, dazu die Wegnahme zahlreicher Freunde durch den Tod. Aber was bedeutet das gegenüber der harten Prüfung vieler Tausender, die ihr Liebstes verloren haben und solcher, die zu Krüppeln und Bettlern geworden sind. Ich werde manchmal das Gefühl nicht los, daß es uns immer noch unverdient gut geht, wo soviel Herrliche und Edle in den Staub gesunken sind, und ich hatte auch meine Gedanken dabei, als neulich der Divisionspfarrer eindringlich predigte: „Herr, wir sind zu gering aller Barm-



herzigkeit und Treue, die du an uns getan hast." Aber ich sage mir dann: für das Vaterland und für die Persönlichkeit hat der Wille zum Opfer denselben Wert wie das Opfer selbst, und den Willen, das dürfen wir ohne Überhebung sagen, den besitzen wir und wollen nicht murren und klagen, wenn das Geschick diesen Willen einmal auf die Probe stellen sollte und Geld und Gut, Gesundheit oder gar das Leben von uns fordert. — Doch hat das unruhige Beben und Zittern, das uns zu Beginn dieses Jahres beherrschte, ein Bangen und Ringen um Leben und Sieg jetzt einer bewußten Ruhe und Sicherheit Platz gemacht: wir werden's erringen! Möge das Morgenrot dieses großen Sieges, des hart erkämpften, in Deinen Geburtstag hineinleuchten.

Samstag bei Temesvár, 27. September 1915.

„Station Stradom, Entlausung!!“ Es tagte eben, als man verschlafen dem Zug entstieg, alles mit herausnehmen mußte und nun zunächst frierend auf der bereiften Rampe stand, bis die Pferde im andern Zug waren. Der bisherige Zug fuhr an die noch verlauste Front zurück, wir bekamen nach der Entlausung einen neuen, desinfizierten Zug. Von ferne sah man im Morgenscheine den Turm der Klosterkirche von Ezenstochau wirken, als wir festen Schrittes die unheimlichen Anlagen betraten. Es gibt etwa fünf bis sieben „Lausoleen“ an der Grenze, jedes hat fast eine Million Mark gekostet, aber sie sind offenbar nötig, da ein gefangener Russe nach der Rechnung eines Professors etwa 9000 Läuse ernährt. Wir Offiziere kamen in eine besondere Baracke, die Mannschaften in eine andere. Man sah, je in besonderen Häusern: Dampfmaschinen, Desinfektionsapparate, Baderäume, Verpflegungssäle, Trockenanstalten. Man zog sich also splitternackt aus, gab seine Kleider und Wäsche am Schalter ab, auch Schlaffack und Stiefel, schloß seine Wertsachen ein und kam nun arm wie bei der Geburt in einen Duscheraum, wo man eine halbe Stunde unter eine heiße Brause gestellt wurde und sich mit Schmierseife behandelte. Dies für etwaige Körperparasiten, die außen anhaften sollten. Dann trocken, einen Bademantel um und in ein warmes Zimmer, wo sich nun alles in voller Schönheit und antiker Einfachheit der Kleidung gegenüber: vom General an, der furchtbar schimpfte, daß die Wäsche so lange brauche, bis zum jüngsten Bize der leichten Kolonne. Endlich kamen Kleider und Wäsche aus dem Formalindampf, mit dem sie behandelt worden waren, noch feucht und von der Desinfektion so sehr riechend, daß einem die Augen übergingen und ein allgemeines Geheul der schwerterprobten Männer entstand, das plötzlich in Lachen umschlug, als einer seine Hosen nicht mehr fand, die leider im Kessel



zurückgeblieben waren. Ein kräftiges Frühstück in der sehr nett eingerichteten Kantine folgte. Alsdann unternahmen wir zum Zwecke größerer Einkäufe eine Wagenfahrt nach dem etwa 20 Minuten entfernten Gzenstochau, wo man wieder Leben und Betrieb sah. Ein hübscher, mit Linden bestandener, aber sehr schlecht gepflasterter Boulevard zog sich durch die Stadt bis zum Kloster hinauf. Leider hatten die Juden Feiertag und kein jüdischer Laden war offen. Auf denn, zum Kloster der schwarzen Mutter Gottes! Auf sanft ansteigendem Hügel thront die mächtige Barockanlage, beinahe festungsartig mit Wall und Graben. Rings um die vierzehn Leidensstationen Christi, als ungeheure Standbilder ragend. Durch mehrere Höfe gelangt man zur Kathedrale, die im Innern erneuert wird; aber hoch, aus einer Seitentür dringt gedämpft ein klangvoller Männerchor. Wir gehen dem Schall nach: lauter und lauter hallt es durch die Gänge, ein lateinischer Mönchsgefang. Vor der offenen Tür einer Kapelle machen unsere sporenkirrenden Schritte halt — da im Halbdunkel liegt die Menge auf den Knien und hinten im Schein von hundert Kerzen ragt der strahlende goldene Altar, aus dessen Mitte das wundertätige Bild herabschaut. Der Gesang schweigt, der Priester verrichtet die Messe und beim „Sanctus“ setzt der Chor mit mächtigem Orgelbrausen triumphierend wieder ein: Wahrlich einer der stärksten Eindrücke des Krieges. Hier am Herzen der Mutter Gottes finden die Schmerzbeladenen Trost und Frieden, die Gequälten eine Zuflucht. Auch wir rauhen, vom Krieg umhergeblasenen Wirklichkeitsmenschen, die seit einem Jahre nichts als Sieg und Vernichtung der Feinde betreiben, wurden wunderbar erschüttert, daß es noch Stätten gibt, die mit dem allem nichts zu tun haben, deren Reich nicht von dieser Welt ist. —

28. September 1915.

Es war schon Nacht, als wir in Temesvar einfuhren, und am 26. September, morgens um halb acht Uhr, schien uns die Sonne Südungarns schon dermaßen ins Gesicht, daß wir uns schleunigst erhoben. Karussellmusik und Jahrmarktsgedudel begrüßten uns, und siehe da, keine dreihundert Meter von uns hatte sich der Jahrmarkt aufgetan! Nach dem Frühstück war also schichtenweise Besuch des Vergnügungsparkes. Ich habe selten ein farbenprächtigeres Bild gesehen. Der Hintergrund war etwa der gleiche wie auf dem Tübinger Markt auch: zwei Karussells, Schiffschaukel, Schießbude, Photographen, Kinos usw. Aber da sah man die Töchter Ungarns in wunderhübschen Trachten. Blütenweiße Kleider mit gestickten farbigen Miedern und dunklen Schürzen, seidenen Kopftüchern und bunten Strümpfen. Schürzen tragen sie vorne und hinten. Durch-



weg waren die Mädchen und Frauen hübsch, mit feinen und nicht vollen Gesichtern, schlank an Gliedern und sicher und frei im Auftreten, so ganz anders als die plumpen Polenweiber mit ihren plattgedrückten Vollmondgesichtern und ihrem breiten Gangwerk. Das war ein Leben; Bauernburschen dazwischen, die auch weiße Röcke bis zu den Knien trugen und gestickte Wämser, alles von auffallender Sauberkeit. Darunter drängten sich Zigeunerinnen, das strähnige Haar ganz durchflochten mit Schnüren und Perlen und Bändern. Die Bauern waren alle mit Wagen vom Lande gekommen und es stand da ein Wagenpark von etwa zweihundert Fahrzeugen, davor noch mancher treffliche Gaul. Zu kaufen gab es leider die allgemein übliche Fabrikware von städtischer Kleidung und städtischen Gebrauchsgegenständen. Nur eines war wirklich schön: die Wasserkrüge, wie sie hierzulande im Gebrauch sind, haben noch die altrömische Form der Amphora mit ganz einfacher Bemalung. Eine Süngarin im Hausgewand mit einer solchen Amphora ist geradezu ein antikes Bild. Wir verließen den lockenden Schauplatz des bunten Lebens und Farbenspiels, feuriger Blicke und lachender Mädchen, machten so langsam fertig und marschierten um 12 Uhr ab, um in einem benachbarten Dorfe Quartier zu beziehen. Der Weg führte uns durch die Stadt, wo eben, da es Sonntag war, unter dem Geläute der Glocken die Kirchen sich leerten, es öffneten sich die Läden und auf dem großen Platz setzte schmetternd die Parademusik ein, als wir vorbeizogen. Winken, Grüßen, Zurufe der zahlreichen Bummler, unter welchen natürlich österreichische Offiziere in großer Zahl: wir waren unstreitig die Sensation des Tages in Temesvár.

Kragujewaz, den 2. November 1915.

Liebste Mutter!

Hoch gehen die Wogen des Kriegslebens wieder einmal. Kragujewaz wurde gestern unser und ich sitze heute in fürstlichem Quartier mit meinen Progen. Ich bewohne nichts weniger als das Haus eines Majors mit allem mitteleuropäischen Komfort, einschließlich Grammophon. Kragujewaz ist in allem noch größer und schöner als Semendria; wenn nicht das holprige Pflaster wäre, so könnte es mit ungarischen Städten wetteifern. Eine Unzahl von Wirtschaften und Cafés zeugt vom unsoliden Lebenswandel der Serben. Die Geschäfte sind, soweit sie noch nicht geplündert sind, geschlossen und von Posten besetzt, weshalb es unmöglich ist, zu requirieren. Immerhin bekommt man Wein und Geflügel, soviel man will. Das Schönste aber ist, daß das ganze



Arsenal, die Pulverfabrik und die Magazine mit unzähligem Kriegsmaterial, leichten und schweren Geschützen, einer Menge Gewehre und Munition und anderes in unsere Hände gefallen sind. Meine Batterie steht seit heute vormittag im Feuer auf den Hängen südlich Kragujewaz, wo der Feind dauernd in die Nähe seines noch gefüllten Pulvermagazins schoß, zum Glück immer daneben. Die Leute hier sprechen zum Teil Deutsch und sind meist daheimgeblieben, was sich als vorteilhaft erwies, denn die bewohnten Häuser werden nicht geplündert. Nur mein Major ist natürlich ausgezogen und seine Frau und Kinder auch. Wie das wohl tut nach all den verregneten Tagen, in denen man über und über mit Dreck bezogen wurde, die Pferde über steile Höhen weghegte und nachts im Zelt oder in einer elenden Lehmhütte schlief, wo es an allen Ecken hereintropfte, nun plötzlich in Glanz und Wohlleben am blendend weißgedeckten Tisch mit Silberzeug zu essen und dabei das Bewußtsein: das hast du dir erkämpft! Wir sind doch noch Hunnen, Barbaren, daß wir so schwelgen können in den ungeheuren, unfaßbaren Wechsellern dieses Krieges. Alle Orden und Lorbeeren, die meine Kameraden an der Westfront ernten, ersetzen diese wundervollen Höhen und Tiefen nicht, in die uns der Krieg wirft. Einen Tag elendeste Trostlosigkeit, Regen, Verluste, nichts zu essen, die Pferde krank und abgehegt, am anderen Sonnenschein, eine märchenhaft schöne, wilde, fremde Landschaft mit zerklüfteten Bergen, lieblichen Weingärten und am Hang sich hinziehenden Dörfern und dann zu Füßen die eroberte Stadt, in die der lange Heerwurm des Korps einzieht. Jenseits schon Schrapnellwolken bis auf die höchsten Hänge hinauf, wo noch die Serben sitzen und machtlos dem gigantischen Aufmarsch zusehen müssen, der sich vor ihnen entwickelt.

Ende Dezember 1915.

Den heiligen Abend verbrachten wir in der Feuerstellung, jeden Augenblick gewärtig eines Angriffes der Russen, die sich uns gegenüber an der Bzura verschanzt haben. Ich war dazu noch Wachthabender, und nie vergesse ich den Zauber dieser Nacht auf der unermesslich weiten Ebene im Scheine des Mondes. Viele Gedanken kamen einem da und kreuzten sich mit den Gedanken all der Lieben, die in dieser Nacht an uns dachten. Schwarz und drohend lagen die Geschütze, aus einem beleuchteten Unterstand klang es trotzig: „Ein feste Burg ist unser Gott.“ — Das war unsere Weihnacht. Nichts Weiches, nichts Versöhnendes, mit dem Feinde Aug' in Aug'; und doch war es gut so, man wäre leicht zu weich geworden. Die Feiertage verbrachten wir in der Stellung. Gestern war Kafftag und heute sind wir schon wieder in der Stellung. Erst



denkte mich Weihnachten Hohn und Spott: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ Aber freilich, es ist der Friede des Herzens gemeint, und den haben wir; wenn's auch in diesen Tagen das Gemüt mehr als sonst nach der Heimat zog, immer wieder sagten wir uns: Wofür wir hier kämpfen und entbehren, es ist die Gesamtheit, es ist gut, daß wir hier liegen, und wenn wir fallen, so ist's unsere schönste Vollendung. Das bringt den Frieden mit sich selbst.

Bivak, 30. August 1916.

Deinen lieben Brief vom 29. Juli bekam ich schon hier an der Somme, wo wir nun seit dem 1. August im Abschnitt Guinchy—Guillemont eingesetzt sind. Was ich seit dieser Zeit hier gesehen und erlebt habe, übersteigt bei weitem alles Schauerliche des vorangegangenen zweiten Kriegsjahres. Als Artillerist will ich ja nicht klagen und ruhig den Infanteristen das Wort lassen, die hier auf unserer Strecke eingesetzt waren. Aber wie es in unserer Feuerstellung zugeht, ist auch für einen, der viel erlebt hat, noch reichlich. Du wirst ja in Zeitungen und anderen Berichten genug darüber gelesen haben, wie die Engländer mit Hilfe ihrer Flieger, die oft auf 500 Meter über der Stellung sind, und ihrer Fesselballons jede Batterie genau erkundet haben und sie mit weittragenden Geschützen aller Kaliber gründlich vermöbeln, so daß die Artillerie an Mannschaften und Material hier ungewöhnlich starken Ausfall hat. Wir sind kaum richtig eingebaut, die Stollen, in denen wir Tag und Nacht hausen, sind zwar in die Kreide gehauen, aber doch nicht so fest, als daß nicht neulich ein schweres Kaliber uns einen mit samt der darinliegenden Bedienung verschüttet hätte. Die Geschützstände sind von einem Kranz tiefer Trichter umgeben und fast täglich steigen fünfzig bis hundert Schuß Munition in die Luft, die durch Volltreffer explodieren. Wenn Sperrfeuer geschossen werden muß, so muß die Bedienung über eine weite Strecke freies Feld an ihr Geschütz eilen, und nun wird ohne Rücksicht auf einschlagende Geschosse gefeuert, was das Rohr hält. Neulich fiel eine ganze Bedienung von einem Unteroffizier und drei Mann durch Volltreffer während des Sperrfeuers. Da niemand mehr an dem von Toten bedeckten Geschütz schießen wollte, so tat ich's mit unserem Führer zusammen. Und da, inmitten von Blut und Leichen und im Angesicht des Todes überkam mich ein tiefes Glücksgefühl des Sieges über den abgeschlagenen Angriff. Wir haben unserer Bestimmung genügt, wenn die Feinde nicht durchkommen, mögen auch Tausende von uns fallen. Was gilt das Leben des einzelnen in solchen Tagen, und können wir es besser verwerten, als indem wir es



aufgehen lassen in der allgemeinen Opferbereitschaft? Das sind vielleicht banale Reden und Binsenwahrheiten; aber ihren innerlichen Wert und ihre Wahrsamhaftigkeit erkennt man oft, wenn man die Probe bestehen muß. Der Tod ist wohl bitter, aber man kann ihn schon vorher innerlich überwinden und dann leuchtet sein Zweck glückbringend durch die Grenel und das Blut: die Rettung des Vaterlandes! Dann imponiert der Tod nicht mehr.